





Der Inn bei Wasserburg

Karl Wähmann-Edling

DER FLUSS

*Sanft hat der Fluß die lange Nacht gerauscht,
der Wind geströmt im hohen Gipfelmeer;
noch träumt das Tal, bezaubert und berauscht
von eignen Stimmen, dämmernächtigt, schwer.*

*Da stößt der Wald den ersten Atem aus,
es quillt wie Milch aus umgestürztem Krüge —
und zögert neblig in den Dunst hinaus
und lichtet sich am Berg zu leichtem Fluge.*

*Der Fluß rauscht wie ein Trunkener ins Land,
singt schlummertiefe, brunnendunkle Worte,
wälzt Gram und Lust und nur ein wenig Sand,
und schwankend wogt er durch die Dämmerpforte.*

*Aus einem Abgrund steigt der Tag herauf,
sein Licht erfüllt die Welt mit kühlen Schauern;
da fährt der Wald mit allen Vögeln auf
und überstimmt mit jubel Nacht und Trauern.*

Georg Schwarz

Junger Wein

Von Rudolf Schneider-Schelde

Damals lebten wir als junge Studier in einer Dachwohnung, die wir zu Dreien gemietet hatten. Es war nicht teuer als möblierte Zimmer, und es kam uns vorteilhaft vor. Wir hatten nahezu keine Möbel, aber das tat uns nichts. In der Küche standen die Töpfe auf dem Boden herum, und wenn du die einen Leer machst, dann mußt du erst den Kessel auswaschen, in dem der andere sich ein Gulasch gekocht hatte. Aber es war eine famose Wirtschaft. Ich hatte in einem Zimmer ein Feldbett, das aus einer Versteigerung stammte, und einen Klappstuhl, den mir ein Onkel geschenkt hatte. Sonst war nicht viel da. In einer Lärnische, in die ich Bretter gespart hatte, waren meine Bücher untergebracht, und der Schreiner vom Labor hatte mir einen Tisch aus rohem Holz gemacht, auf dem mein Mikroskop stand. Wir studierten alle drei Medizin und hatten große Dinge vor.

Der eine von uns hieß Hallner, er war der schönste und größte und war verlobt, ich kannte die Braut vom Essen, sie war ein großes schönes Ding. Sie kam nie zu uns raus, und wir waren deshalb eifersüchtig, es schien so, als wollte Hallner mit seiner Braut was Besseres sein als wir. Die beiden andern waren nicht verlobt, es kam ab und zu ein Mädchen zu uns raus, aber in aller Unschuld, wir zeigten ihnen die Wohnung und freuten uns, wenn sie über die Küsten und leeren Zimmer klangen, aber sonst war nicht viel. Wir hielten auch nicht viel von der Liebe, das heißt, Hallner hielt sehr viel davon und verachtete uns, weil wir sagten, daß Liebe was Physiologisches sei. Aber wir sagten es bloß, um dich zu tun, ich hatte noch nie was mit einem Mädchen gehabt, und wenn wir zusammenkamen, gaben ich und Kühne, so hieß der andere, groß an, alles, damit man nicht merkte, daß wir nichts von der Liebe wußten, und Hallner hörte uns kühn zu und sagte, wir seien dumme Tiere.

Eines Nachts kam Hallner sehr spät nach Hause. Ich saß noch vor dem Mikroskop und färbte und färbte. Ich hatte eine Staphylokokkenkultur von unserem Laboranten färbt und mußte dran herum, aber ich bekam nichts heraus als blaße Schatten dieser traubenförmigen Gebilde und konnte mich doch nicht davon losreißen. Ich stich immer wieder neue Proben aus Glas und dachte, ich würde sie sehen, aber sie waren tot oder die Beuillen hatte nichts enthalten, und ich ärgerte mich und hörte nebenbei Hallner, der in der Wohnung herumstiefelte und in die Küche ging und offenbar was suchte. Auf einmal hörte ich ihn an meiner Tür, er hustete, und als ich pfiff, kam er herein.

„Du bist noch auf“, sagte er.

„Ja“, sagte ich und tat richtig und schaute ins Mikroskop, „ich arbeite noch.“

„Was hast du denn?“ fragte er.

„Tetanus“, log ich, „sehr interessant.“ — Er hatte keine Ahnung von Bakteriologie.

„Die sind sehr gefährlich, was?“

„Wenn du einen davon erwischst, bist du hin“, sagte ich.

„Laß mal probieren“, sagte er.

Ich hatte bisher ins Mikroskop geblickt. Ich sah ihn an, und es fiel mir auf, daß er blaß war. Er war sonst nie blaß, er war immer ein gesunder brünetter Junge mit roten Backen und einer hübschen Nase mit Sommerprossen drauf. — „Hast du'n Vogel?“ fragte ich.

Er lachte, ich hörte, daß es unecht war. — „Ich mach' mir Spaß“, sagte er, „aber hast du einen Schnaps?“

Ich hatte etwas Schnaps und holte ihn und schenkte ihn in mein Mundglas ein. Ich hatte kein anderes Glas. — „Mehr“, sagte er, als ich absetzte. Ich goß das Glas halb voll, und er leerte es auf einen Zug. Es war schlechter Schnaps, er ritz einem die Kehle aus, ich trank einen Schluck aus der Flasche. Er hielt mich das Glas wieder hin, und ich goß es wieder halb voll. „Mir ist es ja gleich“, sagte ich.

„Mir auch“, sagte er und schüttelte den Schnaps in sich hinein.

„Wo kommst du denn her?“ fragte ich.

Er lachte wie vorher und blickte mich starr an. — „Von meiner Braut“, sagte er dann. Er hatte nie mit uns von seiner Braut gesprochen, und ich wußte nichts darüber, wie er mit ihr besaamen war. Er trant auch sonst keinen Schnaps; es war irgend etwas mit ihm los. „Ja's was gegeben?“ fragte ich.

„Vielleicht“, sagte er, „ich möchte es dir erzählen. Ich würde es dir nicht erzählen, weil du es wahrscheinlich doch nicht verstehst, aber ich habe niemand und muß es jemand sagen.“

„Quatsch nicht“, sagte ich, „leg los!“

„Ich war heut nacht bei ihr“, sagte er. „Ihre Eltern sind verreist, und da fand wir rausgegangen.“

„Ich dachte, Liebe ist nichts Physiologisches“, sagte ich.

„Wenn du mich unterbrichst, höre ich sofort auf“, sagte er. Ich schwieg. Ich wußte nicht, ob er mir led tat. Er war schrecklich hochmütig. Er goß vor mir auf meinem Bett und machte ein hochmütiges Gesicht, aber ich sah auch, daß er vielleicht gleich losheulen würde.

„Also, ich sage nichts mehr“, sagte ich.

„Wie waren noch nie zusammen“, sagte er. „Versteht du, wie ich es meine?“ — Ich nickte. — „Ich wollte nicht, verstehst du?“ — Ich nickte wieder. Ich hätte gern gefragt, ob er schon einmal bei einem anderen Mädchen gewesen war, aber ich wagte es nicht. — „Heut nun waren die Eltern verreist“, sagte er, „und wir gingen hinauf. Ich weiß nicht, wie es kam, wir hatten ja geredet, wir waren dann in ihrem Zimmer. Wir küßten uns, ich liebte sie so. — Laßt du?“ fragte er plötzlich.

Ich hatte nicht gelacht.

„Wenn du lachst, bist du der gemeinste Kerl unter der Sonne“, sagte er.

„Ich habe nicht gelacht“, sagte ich.

„Wir küßten uns“, sagte er, „es war so heiß im Zimmer, und sie zog sich aus. Ihr Bett war da, und sie legte sich hinein und machte das Licht aus. Ich liebte sie so — glaubst du mir?“ unterbrach er sich wieder und sah mich scharf an.

Ich bejahte.

„Ich zog mich auch aus, im Dunkeln, du mußt das wegen nachher wissen, und schliefte zu ihr ins Bett. Es war nichts Gemeines dabei.“

„Ja“, sagte ich.

„Ich wachte mitten in der Nacht auf.“

„Aber ihr habt euch doch geliebt?“ fragte ich.

„Wir haben uns geliebt“, sagte er feierlich, „und dann sind wir eingeschlafen, es war sehr heiß im Zimmer, und dann bin ich mitten in der Nacht aufgewacht. Sie wachnen im dritten Stock. Ich bin daran aufgewacht, daß jemand in die Wohnung reinkam. Jemand machte am Schloß herum. Es waren die Eltern.“

„Anweh“, sagte ich.

„Schweig“, sagte er wütend. „Aber sie konnten nicht herein. Wir hatten den Sperthaken vorgelegt. Dann küßten sie.“

„Und dann?“ fragte ich.

„Das furchtbare war, daß sie jede Besinnung verloren hatte. Es war noch dunkel im Zimmer. Ich hörte ihre Zähne aufeinander schlagen und suchte nach dem Lichtkontakt, aber ich fand ihn nicht. Ich fragte, ob ihre Eltern die Unversehrtheit hatten, noch zu ihr hereinzukommen, aber sie antwortete mir nicht. Sie zitterte am ganzen Leib. Ich stand im Dunkeln auf, ich war ganz nackt. Dann läutete es wieder. Ich fand den Lichtkontakt, aber ich stolperte über die Schwärze. Ich überlegte, wo meine Kleider waren, ich wußte es nicht. Dann fand ich den Lichtkontakt. Inzwischen läutete es wieder.“

„Furchtbar“, sagte ich.

„Als es hell war, sah ich, daß sie ganz entstellt war. Ich erkannte sie kaum. Ihr Gesicht war verzerrt vor Angst. — Ob fort, flüchtete



Aus dem Chiemgau

Helmuth Becker

„Sie mir zu, geh fort!“ — Ich stand nackt im Zimmer. Ich konnte nicht vom dritten Stock aus nackt hinunterpringen. Meine Kleider lagen auf dem Boden verstreut. Es war kein Schrank da. Ich konnte mich nirgends verstecken. Es läutete wieder. Sie sah mich an, ich sah, daß sie mich weghaben wollte, sonst nichts. — Geh fort, sagte sie wieder, geh fort! — Es fing gräßlich zu läuten an. Ich stieß meine Kleider mit den Füßen unter's Bett, ich hatte den Hut in der Hand, sonst war ich nackt. Ich schämte mich furchtbar. Es war so niederträchtig, jetzt, nachher, verstehst du?“

„Ja“, sagte ich. Er tat mir leid.

Ich kroch unter's Bett. Ich kroch vor ihren Augen darunter. Ich weiß nicht, ob sie mir zusah. Dann ging sie hinaus und öffnete und sagte, sie habe geschlafen. Sie machte es ausgezeichnet. Die Eltern schöpften keinen Verdacht. Sie waren früher zurückgekommen, ich weiß nicht warum. Sie gingen an dem Zimmer vorbei, wo ich unter'm Bett lag, ich sah ihre Füße, die Zimmertür war offen, sie hatte sie offen gelassen. Wahrscheinlich war es richtig, sie machte alles ausgezeichnet. Ich schaute unter'm Bett vor und sah die Stiefel der Mutter, es waren braune Stiefel, und der Vater hatte helle Gamaschen an. Ich dachte, wenn sie einen Hund hätten, wäre ich verloren, aber sie hatten keinen. Sie kamen nicht herein, sondern gingen in ein anderes Zimmer, und eine Welle war hin und her, und ich versuchte, mich unter'm Bett anzukriechen, aber es war unmöglich. Dann wurde es ruhig, und sie kam wieder herein. Ich sah ihre Pantoffeln kommen, sonst sah ich nichts. Ich glaube, ich werde nie mehr Pantoffeln sehen können.“ Er fuhr sich durchs Haar und sagte: „Ob mir noch einen Schnaps.“

Ich goß ihm ein, und er trank. „Nachher kroch ich unter dem Bett

heraus, und sie machte mir Zeichen, leise zu sein. Ich war schon leise. Ich war voller Dreck, und du kannst die nicht vorstellen, wie ich mich fühlte, ich weiß nicht warum. Sie hatte das Zimmer abgeschlossen, und ich zog mich an. Wir redeten kein Wort miteinander, so oft ich was sagen wollte, legte sie den Finger auf die Lippen. Ich zog mich ganz an und setzte den Hut auf. Es war gut, daß ich den Hut ins Zimmer mitgenommen hatte. Dann saßen wir uns eine Stunde lang gegenüber und redeten kein Wort. Sie wagte nicht, mich rauszulassen. Ich wagte kaum, mich zu rühren. Ich wagte nicht zu rauchen. Sie wartete, bis die Eltern eingeschlafen waren. Es war sicher richtig. Wir saßen uns stumm gegenüber und haben uns nur an. Zuerst versuchte ich sie zu berühren, ich wollte sie streicheln, aber sie legte sofort den Finger auf die Lippen und zog die Schultern hoch. Ich weiß nicht, warum ich sie streicheln wollte, es lag mir nichts mehr daran. Sie hatte ein ganz anderes Gesicht als sonst, ich sah immer wieder ihr Gesicht an, aber es war ganz anders, ich weiß nicht wie, nur Leere und Angst und nichts von alldem, was sonst drin war. — Liebe ist das nicht, dachte ich. Zuletz schlichen wir über den Korridor, und sie ließ mich raus. Es ging ganz glatt. Ich wollte ihr Gutenacht sagen, aber sie winkte mir ab.“

Er schrie, und ich schrie auch. — „Verstehst du, wenn ich dachte: Liebe ist das nicht?“ fragte er dann. — Ich bejahte. — „Weißt du, was ich tapiert habe“, fuhr er fort, „Kuß und Umarmung, das ist nicht Liebe, das ist irgendwas anderes, Liebe wäre gewesen, als ich so erbärmlich nackt unter's Bett kroch oder als ich wieder herorkam oder als wir uns gegenüber saßen, dann nicht Fremdbild zu fühlen oder Leere, sondern sie. Aber da dachte sie bloß an sich. Verstehst du? Ich weiß nicht, was Liebe da gemacht hätte, aber etwas hätte sie gemacht, daß ich sie geküßt hätte.“

„Sie hatte Angst“, sagte ich.

Er winkte verächtlich ab: „Natürlich hatte sie Angst und mit vollem Recht, aber Liebe hat nicht so Angst, daß sie sich ganz darin vergiftet. Und natürlich hatte ich Schuld, aber Liebe denkt nicht so an Schuld, daß sie sich ganz dabei verliert. Zwei Jahre bin ich mit dem Mädchel verlobt und habe nichts gemerkt. Und ausgerechnet in derselben Nacht, nachdem ich mir eingebildet habe, daß ich jetzt die ganze Liebe kenne, erfahre ich a.“

„Mein Gott“, sagte ich, „du hast dich eben getäuscht.“

„Ein kleines Versehen, was?“ sagte er und lächelte finstler.

„Was wißt du machen?“ fragte ich.

Er stand auf und trat an meinen Tisch, er zwankte dabei, ich sah, daß er betrunnen war. Er war sehr bleich, seine Augen glänzten gefährlich. „Gib mir was von deinem Tetanus“, sagte er.

„Du bist verrückt“, sagte ich, „wegen so was bringt man sich nicht um.“

„Wenn du mein Freund bist, gibst du mir was.“

„Du bist verrückt“, sagte ich wieder, „hast du eine Ahnung, was das heißt? Acht Tage liegst du da und windest dich in Krämpfen und bist bei vollem Bewußtsein.“

„Weichst du mich“, sagte er und griff nach dem Kolben, worin ich die Bouillon hatte. Ich hielt seinen Arm fest. „Laß mich“, sagte er und stieß mich weg. Ich hielt ihn wieder zurück, und er wollte mich abschütteln, und als es nicht glückte, schlug er nach mir. Eine Balgerei ging los. Er war stärker als ich und drückte mich hinunter. Aber als er mit einem freien Arm wieder nach dem Kolben griff, brachte ich ihn zu Fall und rief gleichzeitig: „Es ist gar kein Tetanus, es ist ja bloß

Eiter, nicht mal virulenter.“ — „Lügner!“ sagte er. Er hatte mich im Hals mitgerissen, und ich lag unter ihm. — „Lügner!“ sagte er noch einmal und schlug mir eine hinein. Er sah mich unendlich verächtlich an und holte wieder aus, aber ich stieß ihm beide Knie in den Rücken, so daß er über meinen Kopf wegslog. Wir waren gleichzeitig wieder auf den Beinen und hatten einander gleichzeitig wieder. Ich wußte nicht genau, ob es Eiter oder Eerst war oder was es war. Wahrscheinlich war es Verdrücktheit. Wir fielen wieder hin. Wir machten einen solchen Lärm, daß Kühe nebenan davon erwachte und herüberkam. Als er eintrat, lag ich wieder unten und schielte ihm zu: „Schmeiß den Kolben zum Fenster hinaus!“ — Er tat es, aber Hallner ihn abhalten konnte.

„Nichts“, sagte Hallner und sah mich mit hervorquellenen Augen an. „Was war es?“ sagte er zu mir.

„Eiter“, sagte ich.

„Lügner“, sagte er, „Dreckiger Lügner!“ und ging an uns vorbei zur Tür hinaus.

Ich erzählte Kühne nicht, was vorgefallen war. Als ich im Bett lag, überlegte ich, warum ich Hallner von dem Kolben abgehalten hatte. Ich wußte es nicht. Er hätte den Inhalt ruhig freisetzen können, die Bouillon hätte ihm nichts getan. Es kostete mich Mühe, nicht zu glauben, daß es Tetanus gewesen war. Ich begreife es nicht, aber es kostete mich Mühe.

Wir waren noch bis Ernteschluß in der Wohnung zusammen. Wir sprachen nie mehr von den Vorfällen dieser Nacht und blieben sehr kühl zueinander. Ich weiß, daß Hallner das Mädchen nicht wieder sah. Ich sah sie später einmal, sie war sehr hübsch, groß und schlant.



Friedrich der Große und sein Geheimrat

Von Wilhelm Schrenner

Als der König in den letzten schweren Monaten des Siebenjährigen Krieges im Schlosse zu Peterswaldaun wohnte, sein Blick so oft zu den nahen Bergen schweifte, fand sich eines Tages an dem Fenster zufällig ein Buchfink ein.

„Ei, ei“, sagte der König, „da bekomme ich einen seltenen Besuch“ und sprach nach seiner Art mit gütigen Worten auf das buntfarbige Vöglein ein.

Der Buchfink blieb seelenruhig sitzen, schaute in das hohe Zimmer mit dem langen Arbeitstisch. Der Blick des Königs ruhte fröhlichen Sinnes auf dem Vöglein, das Furcht nicht zu kennen schien.

„Einen Augenblick warte Er, liebster Freund, ich will Ihn nur etwas holen, damit Er nicht sage, daß ein König nicht verstünde, was sich gehöre, wenn ein so seltsamer Besuch komme.“ Ging mit leisen, eiligen Schritten ins Nebenzimmer, las einige Brotkrümchen vom Frühstück auf, befahl dem wachhabenden Offizier streng, daß ihn niemand im Augenblick stören dürfte.

Dann trat er behutsam zu dem Fenster zurück, an dem der Buchfink noch immer saß.

Das Vöglein fraß die Brotkrümchen, die ihm des Königs Hand hinstreute. Der König wurde immer fröhlicher. Der Morgen ließ in

weiten Strahlen das Licht in den Park fließen. Es schimmerte in den dunklen Baumkronen.

„Es geschieht doch noch Wunder“, meinte der König. „Schon stand ich am Abgrund, und jetzt winkt wieder die Hoffnung. Der Himmel selbst schickt einen Boten. Was meint, wenn ich fragen kann, der Herr Rat: soll ich die 20 000 Russen zwangsweise entwaflnen oder soll ich einen milderen Weg wählen? Die Stunden drängen!“

Der Fink hüpfte über den äußeren Fensterrand in das innere Fenster, hob das kleine Köpfchen.

„Ich sehe, daß Er Verständnis zeigt. Er hört zu, Er hebt das Köpfchen und mahnt zum Besinnen.“

Gut, mein lieber Rat. Schärfe bleibt immer gefählich, und ich neige zur Schärfe! Hör Er: ich werde Gernichtes zu mir kommen lassen, er wird mir beiseite stehen, auch wenn er nicht kämpft. Wenn er nur seine Rolle spielt, die ich ihm zugedacht habe.“

Das Vöglein ließ einen leisen Ton vernehmen. Es spitzte ein Liedchen.

Der König lächelte: „Das freut mich, daß dieser Vorschlag gefällt.“

Dann hob es seine Flügel und schwang sich in den stillen Park hinein, in dem der Vogelklang verstummt war. Es war Sommer geworden.

Langsam stand der König am Fenster. Aber den Bergen türmten sich Wolken auf. Den Oberbefehl über die Oesterreicher hatte Daun wieder bekommen, Laudon mußte sich ihm unterstellen. Der preussische König war mit dieser Lösung wohl zufrieden. Der Jauderer Daun sollte, mit Hilfe der Russen, gepackt werden, daß er sich über die nahe Grenze davonmache. Er durfte nicht wiederkommen.

Der Plan der Schlacht war schon fertig. Nein, es war am besten, die Russen nicht mit Goralz anzuweisen!

Der König klingelte.

„Der Führer des russischen Hilfskorps ist bald zu mir zu befehlen. Er weißt doch noch in der Nähe?“

„Majestät, ich werde das sofort feststellen. Das russische Korps steht noch in den alten Stellungen. Major von Buddenbrock ist eben angekommen und hat das berichtet.“

Der König nickte: „Der Major soll auf der Stelle bei mir erscheinen.“

Einen Augenblick später trat er ein: „Er hat also keine Bewegungen bemerkt, die verdächtig erscheinen?“

„Majestät, nur Gernichtes scheint hier die genaue Kunde vom Tode des Zaren und der Zurückberufung zu haben.“

„Meint Er? Dann wäre noch alles gut. Denn der Soldat im Kriege glaubt an keine herauschleichenden Gerüchte; er weiß, wieviel zusammengeereimt, gehoscht wird, was den Tatsachen nicht entspricht.“



Bauer

Walter Dolch-Amberg



Der Schäfer

Werner Paul Schmidt

Der König sah den Offizier scharf an: „Er bleibt in der Nähe der Russen, mildert mir alle Bewegungen.“

Drei Stunden später trat der russische General bei ihm ein: „Gehen wir uns an dieses Fenster, mein lieber Czerniseff“, meinte der König, „die Meldung, die Er mir gebracht hat, ist so niederschmetternd, daß wir beide Ruhe brauchen. Ich habe die Sache beraten und brauche zu meinem Vorhaben Seine Hilfe. Die Russen müssen mir beiseite stehen. Nur dieses einmal! Dann soll Er mit seinem Korps ziehen.“

„Ich bin Eurer Majestät Verehrer und Diener! Mein Befehl aus Petersburg ist klar. Ich soll sogleich Schlesien verlassen.“

„Ich habe den Befehl gelesen. Dagegen läßt sich nichts einwenden. Nur soll Er den Wegzug

noch hinauszögern, bis ich hier den Schlag gegen Daun geführt habe. Er muß mir helfen.“

„Gern will ich das, aber wie, Majestät? Ich kann Kopf und Kragen verlieren!“

Der König ließ seinen Adlerblick auf ihn ruhen: „Ich bin der Bittende. Er wird zunächst gebeten, die Petersburger Sache streng geheim zu halten. Mein armer Peter, daß er nun sterben mußte! Die Stunden sind schwanger, der Petersburger Befehl kann in Stunden auch widerrufen werden.“

Der russische General merkte im Augenblick nicht, wo der König hinaus wollte und blickte auf.

„Revolutionen, Moord“, führt der König fort, „haben alle Ungewißheit stets für sich. Aus einer Revolution wächst schnell eine neue.“

Der Sprechende hielt einen Augenblick inne: „Er bleibt dennoch noch bei mir, wartet drei Tage ab, als wolle er der Petersburger Nachrichten Bestätigung haben, da sie so ungewöhnlich sind. Er bleibt zum Schyn mein Verbündeter, und ich jage Daun über die Berge. Ich werfe den rechten Flügel über den Haufen.“

„Das wird Eurer Majestät sicherlich gelingen.“

„Wie wollen es hoffen. Unsere Pläne, mein Lieber, die bisher gegen den linken Flügel gerichtet waren, sind mißlungen, so gut sie auch erdacht waren. Er weiß, wie der Glücksstern beim Feldherren stehen muß.“

„Majestät, die Operationen in den Bergen mit dem Ziele, Daun von seinem Magazin Braunau wegzujagen, hätten auch zum Erfolg geführt.“



Am Fluß

Heinz Landgrebe

„Das mag sein, nur drängen die Stunden! Ich habe deswegen in der Nacht noch einmal alles erwogen. Ich werde diesmal den rechten Flügel Dauns angreifen und ihn über die Berge zurückwerfen. Er muß dann die Verbindung mit Schweidnitz aufgeben, und ich werde nach dieser Festung bemächtigen können. Trete Er bitte einen Augenblick an dieses Fenster. Drüben liegen die Berge. Dort zieht sich Leutmannsdorf hin, ferner liegen die Burkersdorfer Höhen. Doch steigen wir zusammen auf den Turm.“

Und sie gingen stracks durch das Turmzimmer und sprangen die Stufen empor. Es war dem russischen General ganz ungewöhnt, dem preussischen König in angeregtem strategischem Gespräch die Stufen hinaufspringen zu sehen.

Er konnte kaum Schritt halten.

Der König wandte sich um: „Wartum so eilig, mein Lieber, wenn wir auch nicht viel Zeit haben? Wir schaffen die Dinge schon. Sehen wir zu, daß wir nichts überlegen!“

Oben standen die beiden Führer lange. Auf dem Turm war es, daß der russische General rief: „Majestät, machen Sie mit mir, was Sie wollen. Ich bleibe noch drei Tage, und Dann wird gewonnen. Majestät, Sie wissen, daß der Russe Feldentum zu schätzen weiß.“

„Einiger Dank wird Ihnen sicher sein.“

Der König war und blieb den Tag über in frohlichster Stimmung.

Zur Mittagszeit saß wieder der Buchfink auf des Königs Lieblingsfenster, das im Süden die blaue Gebirgskette zeigte.

Sogleich kam der König, als er das bunte Federkleid bemerkte, heran: „Tausend Freude! Ich habe Ihren Rat befolgt. Er wird zum Siege führen. Der Mensch soll sich nie von ersten heißen Erregungen hinterlassen lassen, nie zu früh verzweifeln. Der Sieg wird unser sein.“

Der König ging noch einmal die Anlage der bevorstehenden Schlacht durch, die noch heute durch die Kühnheit und Gradsheit des Entschlusses beglaubert. Jede Einzelheit wurde bedacht. „Komme Er in zwei, drei Tagen wieder, Herr Rat. Und daß ich nicht vergesse, ihm sein Essen zu bringen.“

Und wieder lief und kam der König mit Brotkrümchen und allerhand Kostbarkeiten.

Zwei Stunden später diktierte er die Marschbefehle, die Angriffsordnung.

Zwei Nächte darauf war Dauns Alarme zerissen und flutete beim Anbruch der Nacht über die Berge nach Böhmen hinein. Czarnisch hatte getreulich Wort gehalten. Der König war voll jubelnder Freude. Die sprach er auch dem russischen General aus, als der seinen Abschiedswunsch machte.

Und alle Tage kam das Vöglein ans Fenster, solange der König im Schlosse wohnte.

Das Vöglein kam auch, als die schweren Belagerungsgeschütze vor Schweidnitz herüberdonnerten, als nach schweren, ermüdenden Wochen endlich die Festung fiel, ein Pulvermagazin in die Luft gesprengt worden war, das den Wall entzwei riß.

Der König stand horchend am Fenster.

„Ahl da kommt mein treuer Berater, komm Er nur hierher“, rief der König.

Der Fink setzte sich wieder auf das Fenster, der König lief wieder nach Futter. „Was sagt Er dazu, daß die Österreicher, wie mir jetzt gemeldet wurde, schon 30 000 Truppen entsenden lassen hatten, weil sie der Ansicht waren, daß mir die vorhandenen Herenteile den Garaus bereiten würden. Keine Sache, was?“

„Und was soll ich nun unternehmen?“

„Schön, schön, alle Gegenstände hören: der Feinde ist der sicherste Hort!“

„Geht wohl, das werde ich mir merken.“

„Schlafen ist dem preussischen König nicht mehr zu entziehen, alle Staaten Europas sind kriegsunfähig bis obenraus! Schön, schön! Auch meint Er, daß kein Staat über Geld verfügt: Österreich hat kein Geld, Frankreich steht in dem größten wirtschaftlichen Wirrwarr, Rußland und Schweden wollen den Frieden. Wer bleibt noch übrig, Herr Rat?“

„Nichtig! Österreich und immer wieder Österreich! Das senkt aber auch schon den Atem, ist müde und schwache, Nützende Geld!“

„Ja, es stimmt, ich muß alles Kupfer zu Hilfe nehmen, da England keine Gelder mehr schickt, seit sie Pitt verdängt haben. Aber höre Er meinen Hauptgrund zu aller Sache: Die alle können mir Schlesien nicht mehr reuben! So werden sie alle in den Frieden einwilligen müssen.“

Das Gütlein ließ wieder das kaiserliche Zwischgehen hören, was dem Könige so föhlich klang.

Er schied bald aus Peterwaldau, rückte nach Sachsen, und als der sächsische Geheimrat, Baron von Freisch, insoheim zum Könige nach Meissen kam und sagte: „Majestät, Österreich ist zu einem Vertrag bereit, ist Eure Majestät bereit?“, antwortete er: „Jah? Deimal bereit! Meine Bedingungen sind bekannt.“

Zu Angesicht des sächsischen Geheimrates mußte er der Gespräche gedenken, die er am Fenster des Peterwaldauer Schlosses mit einem kleinen Böglein gehalten hatte, wo alles schon aus Genaueste erwogen worden war.

Sensationen bitte, nur Sensationen...

Von Raro

Meine Arbeit erzählte die Lebensnisse eines Matrosen im Westindischen Archipel. Ich hatte den Mann in Chitago kennengelernt, in einer Vorstadtkneipe, er hatte viel gesehen, interessante, den meisten unbekannte Dinge. Was er sagte, klang glaubwürdig, er zeigte mir seine Papiere, konnte, jede seiner Erinnerungen besetzen; er sprach von weisen und farbigen blinden Passagieren, wie oft sie aufs unheimlichste mißhandelt würden, erzählte von Sauforgien auf Curacao und von Kämpfen mit Hai-fischen rund um Trinidad, erklärte mir die Schwerepfates auf hoher See, bei denen man um den täglich zurückgelegten Schiffswege wetzt und oft hunderte von Dollar verloren und gewonnen werden, er schilderte die Lage der politischen Gefangenen in Puerto Cabello, die an Ketten gefesselt im Morast arbeiten müssen, Schauplatz für die Passagiere der internationalen Luxusdampfer. Er wußte Heiteres von Tiertransporten, von einem Elefanten, der schon von der kleinen Lustreise — an einem Meer hangend — seelkrank wurde, und von einem alten Löwen, der durch das Einsetzen eines falschen Gebisses furchtervollester aussehender sollte...

Mir gefiel das Thema und ich telefonierte einer Zeitung, ob sie Interesse hätte. Gewiss, sehr — so etwas suchte man immer, der Beitrag werde bestimmt erscheinen. Ich zeichnete also alles auf und schickte das Manuskript in die Redaktion. Nach einer Woche erkundigte ich mich. „Lieber Freund“, hieß es, „Ihr Manuskript können wir leider nicht verwenden. Gut geschrieben, aber zu wenig Handlung — es kommt ja rein gar nichts vor. Wir brauchen spannende Sachen, Meed und Totschlag, mit einem Wort — Sensationen. Arbeiten Sie die Geschichte um, straffer, konzentrierter, blutiger!“

Ich nahm das Manuskript wieder nach Hause. Was nur einigermaßen Wissen und Horizont erweitern konnte, strich ich rücksichtslos. Den dadurch erzielten Raumgewinn füllte ich aus: mit 5 Menschenmorden (zwei davon mittels heimtückisch in die Kabinen geschmuggelter Niesenschlangen und einem durch Beulenpestbazillen), einer großen Meuterei, bei der Kapitän und Erster Offizier unter gräßlichen Qualen zu Tode gefoltert wurden und einem Massaker, das zweihundertfünfzig wehlosen Eingeborenen das Leben kostete. Ich wollte noch eine Massenmordhandlung zutreiben (schöner Frauen bringen, die ich nach Venezuela verlegt hätte, allein der Redakteur verbot es mir aus Sittlichkeitsgründen.

Dann machte ich mich an die eigentliche Umarbeitung. Von den Negern, die als blinde

Passagiere ertrapyt wurden, ließ ich die eine Hälfte in den großen Echternstein des Dampfers räucher und setzte sie der anderen als Gekochtes vor... Ein Weiser, auch ein blinder Passagier, wurde als warnendes Beispiel für alle, die es ihm gleichtun wollten, an die Spitze des Toppmastes gehängt und mußte in jedem Hafen kastlos brüllen: „Ich bin ein blinder Passagier!“ Schweiß er nur einen Augenblick, wurden elektrische Ströme durch ihn geschickt...

Aus den Sauforgien auf Curacao machte ich Gelage von dämonischem Format. Die Weinshädel, die nicht 5 Liter Genever in einem Zuge leeren konnten, wurden in offenen Behältern mit Kornbranntwein solange untergetaucht, bis sie das Bewußtsein verloren. Wer erkrank, blieb in dem Fusel schwimmen, noch



Aus Positano

Grete Heinsen



Moormutter

Reinhold Koeppel

jahrelang wie in Spiritus konserviert, für die andern, allzu Zimmetlichen eine eindringliche Belehrung.

Von Kämpfen mit Haijüden hat man schon oft gehört, meine mußten deshalb etwas ganz Besonderes sein. Ich erlief eine neue Gattung, den Hyllophenhai, mit halbmeterlangen, messerscharfen Zähnen — eine Kreuzung zwischen fliegenden Fischen und Menschenhaien, die daher auch auf Deck springen konnten und unter der Befragung mörderisch aufdrückten...

Bei den Erweckstafeln ließ ich einen brasilianischen Multimillionär sein ganzes Vermögen

verlieren, zuletzt verweilte er auch sein Luxusapartment, so daß er sich, noch am Schiff selbst, als Heizer verdingen mußte. Ein junges, unberührtes Mädchen beging ob ihrer Verluste Selbstmord — es warf sich vor das Schwert eines Schwertfisches —, ein anderes mußte sich an den Kapitän, einen alten, verfertigten Wüstling verkaufen. (Noch vor der Meuterei.) Hingegen wurde ein Steward durch Glück im Wettspiel zum Dollarmillionär, kaufte auf radiotelegraphischem Wege von der Reederei das Schiff und wurde vor Glück irrsinnig.

Von den politischen Gefangenen in Puerto Cabello sprach ich überhaupt nicht. Solche

Themen sind heute nicht gerne gesehen. Dafür umsonste von den Tiertransporten. Wärter und Dompteure wurden von Löwen und Tigern zerfleischt, ein Elefant zermalnte ein einjähriges Zwillingssparchen zu Brei und trompetete dann — darauf war er dressiert — den Siegesmarsch aus dem „Propheten“...

Mein Artikel wurde ein großer Erfolg. Der Redakteur war entzückt. Die feste Stellung, die mir die Zeitung bot, konnte ich nur deshalb nicht antreten, weil ich nach einer Unterredung mit dem Matrosen, unter dessen Namen der Artikel erschien, für längere Zeit ins Spital kam...

GEWITTER IM ESKORIAL

VON FRANZ DATTNER

Jedesmal, wenn sich die gewaltige Bronzetür öffnete, um den Besucher zu entlassen oder aufzunehmen, erhellte die Schär der Wartenden im Vorzimmer: so körperlich nahe war allen die Majestät Philipps. Man konnte ihn nicht sehen, wo er stand, aber es ging wie ein eisiger Hauch zu ihnen. Sie alle waren unruhig, wie sie sich gedämpft unterhielten. Ein Kreuzfig drohte schwarz zu ihnen herab, sonst waren die Wände weiß. Es waren eigentlich nur Mönche da, die warteten; zwei Herren im Kutas und ein Priester, das Gewand violett gefärbt. Die Gardien an der Tür blickten mit so furchtbarem Ernst ins Leere, daß Miguel sie um sein Leben gern angefaßt hätte, um sich zu überzeugen, daß es keine Puppen seien. Ein kindlicher Gedanke für einen Mann, der an die Zünfte geht; er mußte lächeln in seiner Ecke, und man sah jageln auf ihn. Im Eskorial lächelte man nicht...

Der Tag war trübe, graue Wolkensäulen lagerten sich in Wischseile hinter den Fenstern. Gleich mußte es ein Gewitter geben. Miguel fragte sich, warum keine Ketzen angesündet worden: da fiel ihm ein, daß der König iparte. Doch kein Eporen und Rednen brachte ihm die Armada aus dem Kanal heraus, so sie, grün-golden und verflümmelt, lag, mit Kapitän, Priester und Soldat. Wasserblasen quichen über den Brack auf und stiegen: Kühlung, Kühlung für Elisabeth, Meerbeherrschende, Etelze... Vache auch du nicht, eile du: dieser Philipp hat dich geliebt, er schickte die seine Kriegsschiffe, das ist so seine Art einer Liebeserklärung. Wir alle leben von seinem Haß.

Die Tür öffnete sich lautlos. Einige Herren, die weltlich waren, beugten das Knie. Der Herzog von Alba kam, eilig, schloßweis und lebertanz; er trug Filzschuhe, die schlurften, darüber aber Harnisch und Ordensband. Er sah niemand an: man hatte das Gefühl, daß er nicht mehr lebte. Der Kämmerer winkte Miguel Cervantes mit der gestreckten Hand.

Er war verwundert, den König sitzend vorzufinden: er hatte sich den Mann, den er heute zum erstenmal sah, immer nur stehend vorgestellt. Der einzige Schmuck des Zimmers waren ein Marienbild, scheinbar italienisch, und langwallende, blutrote Vorhänge: auch hier waren die Wände weiß.

Miguel ließ sich auf ein Knie nieder: nicht so schnell, er hatte es sich versprochen.

Philipp sah aus, als ob er schlafen würde. Sein Bart war noch ziemlich blond, seine Haut aber gedunsen. Seine Hand, die sehr klein und schön war, spielte an dem Blei, das nicht golden war, sondern aus einem unbekannten, schwarzen und schillernden Stein.

Endlich hob er die Lider, daß Cervantes sprechen möge.

Miguel war eufsig.

„Meine Bitte habe ich Eure Majestät schriftlich unterbreitet. Ich bitte um gnädigste Gewährung der Pension als Steuerannehmer, die mir zufolge eines Spruches des Obergerichtes für Andalusien, welches, wie Eure Majestät auch bekannt ist, bereits längst wieder aufgehoben wurde — bisher widerrechtlich vorenthalten wurde.“

Die schlafenden Lider hoben sich nicht.

„Widerrechtlich, Miguel de Cervantes Saavedra?“

Miguel verstand sofort. Fast hätte er gelächelt, obwohl der dunkle Mann im Stuhl, so schlafend er sich stellte, gefährlich ausah.

„Verzeihung. Ich verstehe Eure Majestät nicht ganz.“

Der König sah ihn plötzlich an: der Blick war wie ein Blick.

Er schellte.

Der Kämmerer, der in der Tür stand, vernichte sich.

Er trat zum Tisch und reichte Miguel eine Druckschrift.

„Kennt Ihr das, Herr Cervantes?“

Der Kämmerer ging, mit vier leichten Schritten rückwärts schreitend,

hinaus. Miguel hielt das bekante Pamphlet auf den Untergang der spanischen Armada in Händen: ganz Madrid kannte es, es war recht eifrig, Philipp kam darin schlecht weg, noch viel schlechter als sein unfähiger Admiral Medina Sidonia.

„Antwoertet mir!“ brüllte der König. Er hieb auf den Tisch. Sein Gesicht hing schief, es war wie eine Larve aus Lein, die man ausbläst. „Ich habe es nicht unternommen: Gott ist es gewesen! Ihr habt Gott verpörrtet! Gott straft Euch, nicht ich!“

Cervantes war bleich, doch jetzt lächelte er frei.

„Ich habe das nicht verfaßt“, sagte er kalt.

„Die Inquisition wird das genau erfahren.“



Julius Hüther

Aktstudio

Julius Hüther



Pechvogel

R. v. Hoerschelmann

IM SCHILF

Von Hans Flug

Der alte Kahn ruht nun im grünen Ried
Und kleine Schnecken kriechen über Bord.
Ein Röhrichtvogel schritt sein Mittagsglied
Und Wasser gurgelt leise immerfort. —

Vom See her weht ein Windhauch durch
die Speere
Im Uferschilf und rauscht an unser Ohr.
Die Minze duftet auf. Fern zieht die
Fähre.
Vom Bug aus springt ein grüner Frosch
ins Moor.

So flügelart umschwebt uns die Libelle.
In der Verlassenheit am Ufergrunde
Betreut des Sommerhimmels lichte Helle
Auch eine Liebe still in dieser Stunde. —

Der Dichter hob leicht beide Hände:

„Wahrscheinlich. Die Jaquisation erfährt in den meisten Fällen das — was sie wissen will. Ich bin ein Mensch, wie jeder andere und werde schreien, wenn ich gefoltert werde. Aber darum geht es Eurer Majestät doch nicht, ich wüßte nicht warum: Eure Majestät wünschen doch den wahren Verfall der Schiffe zu kennen — ich habe dem König von Spanien immer ehrlich gedient, als Soldat und Beamter.“

Ein Donner ließ sich vernehmen: der Raum war grau.

„Ihr seid klug, Herr Gervantes, um nicht zu sagen — frei.“

„Ich habe ein gutes Gewissen.“

„Das, Don Miguel, weiß nur Gott allein.“

Jetzt packte es Gervantes, fast hätte er es geschrien: „Gott schütze den Reinen, Majestät!“

Der König fiel in seinen Stuhl zurück. Er sagte mit erloschenen Stimmen: „Ich lasse Euch jetzt verhaften.“

Draußen war die große Stille vor dem Sturm.

Gervantes sprach mit Innigkeit: „Ist es nicht auch der Glaube Eurer Majestät, daß Gott den Richter machen soll und nicht der Mensch? Hört mich an. Ihr wißt, daß ich nur eine Hand besitze: die andere riß mir eine Lärkenfugel weg, damals, bei Lepanto. Ich bin ein halber Krüppel. Ich will ein ganzer Krüppel werden und tot dazu, wenn ich schuldig bin.“ Er legte beide Hände auf den Tisch im schwarzen Handschuh, eine war künstlich. „Die Rechte oder die Linke: Gott weiß es — weiß es auch der König?“

Philipp forschte in seinem Gesicht.

„Ich weiß es nicht.“

„So nehmt Euer Schwert und schlagt zu. Trefft Ihr die Lebende, so verbrennt mich der Kardinal. Trefft Ihr die Maschine, so bin ich unschuldig: Gott wird Eure Hand richtig leiten, des bin ich gewiß.“

Der Sturm heulte auf wie ein Tier. Philipp riß sein Schwert heraus und hieb zu.

Der Handschuh sank rasch herab, es klapperte am Boden...

Der Dichter lächelte klar.

„Gegen Gott soll man nicht anrennen, Philipp von Spanien“, murmelte er für sich, als er im Regentauschen durchs Tor schritt, vor dem die Wachen ihn grüßten...

Heiter war es in des Dichters Gemüt. Er wartete lange auf die Person: sie kam niemals, er hatte es nicht anders erwartet. An jenem Abend aber schrieb er es hin: ein wehmütiges und erhabenes Kapitel seines Romans von jenem Ritter Don Quixotte, der da anreitet gegen die Windmühlen, vergebens, der Wahnsinnige, gegen die ewig ruhig mahelnden Mühlen des Heren.

Hunde hinter dem Zaun

Von Fred Endrikat

Du gehst als stiller Wandersmann durch die Welt,
und wirst immer von Hunden angebellt.
Hinter jeder Hecke kläfft ein Hund,
ganz ohne Grund.

Du wanderst die stille Dorfstraße entlang,
gar nichts Außergewöhnliches ist in deinem Gang...

Du bist ein ganz einfacher, friedlicher Wandersmann.

Freundliche Menschen grüßen dich — andere glohen dich an.
Aber hinter jedem Zaun bellt ein Hund —
ganz ohne Grund.

Du lockst ihn freundlich — damit du seine Sympathie gewinnst,
der Hund kläfft noch mehr — er ist im Dienst.

Er ist sozusagen ein amtlicher Hund —
darum bellt er ohne Grund.

Der gleiche Hund, der hinter dem Zaun wütend bellt —
ist außerhalb des Zaunes der friedlichste von der Welt —
nicht friedlich allein — nein, meist sogar feig.
Geh still deines Weges, spuck aus — und schweig.
Es ist kein Grund sie darum zu hassen —
Hunde im Dienst soll man bellen lassen.



Mondkalb

R. v. Hoerschelmann



Atelierfest

Franziska Bilek

Das neue Mädchen

„Und dann noch etwas, Lina, hier wird gnädiges Gedenken gesagt!“

„Oh, zu mir können Sie einfach Lina sagen!“

Entfernung

Ein Paar fragt im Walde einen Bauern:
„Wie weit ist es denn noch bis zum nächsten Dorf?“

„Das kommt darauf an!“ erwidert der Bauer, „wenn Sie verheiratet sind, eine halbe Stunde und wenn Sie ledig sind, zwei Stunden!“

Verlobte

„Woran dachtest du eben, Käthe?“

„Oh, an nichts Besonderes.“

„Und ich hatte gehofft, du dachtest an mich!“

„Zat ich auch.“

Liebe Jugend

Der Herr Kaplan fragt in der Religionsstunde: „Wodurch vergibt die Kirche die Sünden?“ Der Magt antwortet, in Erinnerung an seine erste Beichte: „Durch das Blech!“ (Das Sprechgitter im Beichtstuhl.)

Rücksichtsvoll

„Junge heute bist du aber recht unartig!“

„Ja, Mama, aber du darfst dich ja nicht ärgern darüber, denn der Dunkel Doktor hat dir jede Aufregung verboten!“

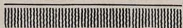
Aus der Schule

„Grüß, kannst du mir sagen, was ein Springschwein ist?“

„Das Gegenteil von einem Wasserfall!“



**Dort sollst Du den Kindern
Freiplätze geben!
Hilfswerk Mutter und Kind.**



Verwunderlich

Stehen zwei Männer vor dem Wiener Goethe-Denkmal.

„Alldam, seg'n S', des is der Goethe!“

„Was net sag'n!... Der hat a Denkmal!... Na so was... Des höit i ma net tramen lassen!“

„Bweg'n was wundern S' Ihna denn a jo?“

„No hör'n S', soll ma si do net wandern?... A jo a winzig's Biat und a jo a eintdestum Denkmal!“

Im Vorteil

„Ihrer Gattin brauchen Sie mich nicht vorzuzustellen; ich kannte sie schon lange, bevor Sie sie heirateten.“

„Sie Glücklicher! Ich kannte sie vorher nicht.“

Das Happy-End

Der bekannte Autor sitzt bei seinem Verleger und versucht, ihm wieder einen Roman anzuhängen. Mit fanatischer Vorschußbesessenheit entwickelt er die Leidere und umkreist in markanten Streichen den Gang der außergewöhnlichen Handlung.

... Und zum Schluss, nachdem der Held durch alle Höhen und Tiefen menschlichen Leidens geschritten ist, auf dem Gipfel der Läuterung, da kehrt er zur Lebenskameradin, zu seinem angetrauten Weibe wieder zurück...“

Hier schüttelt der Verleger endgültig den Kopf. „Nichts zu machen! Ich brauche Romane mit Happy-End.“

Eine gute Erwiderung

Der berühmte Pariser Anwalt Raymond Briceat trat in einer Rechtsangelegenheit gegen einen höheren Offizier der französischen Armee auf und begann seine Rede vor den Richtern mit den Worten: „Dieser Soldat...“

Da fuhr sein Prozeßgegner auf: „Ich bin kein Soldat... ich bin Offizier!“

Briceat lächelte.

„Also gut“, fuhr er ruhig fort: „Dieser Offizier, der kein Soldat ist...“

Beim ersten Hahnenschrei

Der Dichter Hermann Bahre ging einmal in der Sommerfrische mit einem bekannten Wiener Journalisten und dessen sechsjährigen Sohn spazieren. Dabei kamen sie an einen Gehöft vorbei, in dem ein Hahn sich durch sein lautes Kikeriki bemerkbar machte.

„Bati“ — meinte das Kind — „warum kräht der Hahn?“

Der Hahn kräht immer dann, wenn ein Mensch die Unwahrscheinlichkeit jagt“, erklärte ihm der Journalist mit einem Seitenblick auf Bahre, der ihm gerade eine unglaubliche Geschichte erzählt hatte.

„So? — Und warum kräht er denn immer schon um drei Uhr früh?“

„Da denken sie die Morgenzeitungen“, gab ihm Bahre Bescheid.

Fehlleistungen

Am Schauplatzhaus zu B. beschäftigt man eine Schauspielerin, die mit einem armen Maler verheiratet war und das Glück hatte, jedes Jahr ein Kind zur Welt zu bringen. Eines Tages, das fünfte und jüngste Kind ward gerade vor drei Wochen angekommen, gab man den „Wilhelm Tell“, in dem sie die Gestalt Stauffacher darstellen hatte. Wie gewöhnlich war sie erst kurz vor ihrem ersten Auftritt ins Theater gekommen, noch angefüllt mit ihren häuslichen Verpflichtungen. Trotzdem gelang es, sie noch rechtzeitig auf die Bühne zu bringen, daß sie anfangen konnte: „So renst, mein Freund!“ Doch als sie zu der Stelle kommt: „Vertrau es mir: ich bin dein treues Weib, und meine Hälfte werde ich deines Gerns“, da geraten sie wohl Epiel und Wirklichkeit durcheinander, denn laut schallt es Stauffacher entgegen: „Ich bin dein treues Weib, doch meine vordere Hälfte macht mir Gern!“

Das hannoversche Städtchen L. hatte einen neuen Theaterdirektor, einen Rheinländer, bekommen, der es durchsetzte, daß das Theater nach seinen Angaben renoviert wurde. So verhandelte er auch mit dem biedersten Malermeister des Städtchens und sagte ihm: „Über den Eingang schreiben Sie: Dem Wahren, Schönen, Guten.“ „Ja wohl“, sagte unser Meister und grüßte über das ganze Gesicht. Wie erstauert aber waren die Bürger zu L., als sie über den Eingang ihres neuen Theaters die Worte lasen: Dem wahren, schönen Juden.

Ärgerlich

Der Schnellzug von Linz nach Wien ist fahrbereit. Die Schaffner schlagen die Wagentüren zu, der diensthabende Beamte hebt bereits den Signalfahnen. Da tauchen vor einer noch offenen Wagentüre drei Betrücker auf. Der Zug ist bereits im Gehen. Im letzten Augenblick gelingt es noch einem Bahndienstboten, wenigstens zwei von den Angezeigten in den Zug zu befördern, der dritte bleibt am Bahnsteig stehen und starrt dem Zug, der langsam aus der Station rollt, mit einem verblüfften und etwas ernüchterten Gesicht nach.

„Sehn Sie“, sagt der Bahnbeamte, „das haben Sie jetzt davon. Wie können Sie Ihnen nur so betrinken, daß Sie den Zug nicht mehr erwischen. Jetzt stehn Sie da mitten dummten Ofen!“

„Ja“, sagt der Betrücker, „wissen Sie“, bei mir ist ja net so arg, ich habe einfach mit dem nächsten Zug. Meine Frau weiß ohnehin, daß ich manchmal später komme, aber meine zwei Freund“ werden davon ein Ofert haben: die haben mich ja nur auf die Bahn begleitet woll'n!“

Regensburgs Dompstaben singen Mozarts Wiegenlied: „Schlafe mein Prinzelin, schlaf ein“. Engelszungen sprechen aus Kindermund. Man kann sich kaum satt hören an diesen rührenden, lichten Kinderstimmen, die wie Töne aus anderer Welt einherschweben. Tongewundene Botticelli-Bilder.

Eine neue Chorplatte mit riesenhaften Volksgesängen aus völkischen Opern des Ostens: Spott- und Revolutionslieder der Bauern aus dem vorletzten Akt „*Boris Godounow*“ (Urfassung) und der Sonntags-Tanz-Chor der Landleute aus der polnischen Nationaloper „*Die Halka*“, beides Ausschnitte aus vorjährigen Aufführungen in Hamburg unter Jochum und Schmidt-Isserstedt. Chorleiter Max Thurn mag auf seine Mannen stolz sein; sie sangen in der Tat außergewöhnliche Aufnahmen, Klangbilder von seltener Leuchtkraft und Farbe, Spiegelungen völkischen Empfindens, gewilliger losbrechender Empörung, jähler Lustigkeit und derber Breughel-Szenen.

Aus Operetten bringt Telefunken ein Liebesduett aus Lehars „*Paganini*“ und den Daett- und Chor-Schluß des 1. Aktes aus Zellers „*Vogelhändler*“. „Schenk mit sich Rosen in Tirol“. Kein Auge bleibt trocken, wenn ein Tenor wie Marcell Wittrich die süßen Tiroler Zuckerkrugeln dieser treuerzigen Musik heraus-schneckelt. Der Laie staunt, der Fachmann wundert sich, wenn gar erst Erna Sack ihren Flöten-Sopran, nach eilenden schämig-verliebten Schelmereien, wie einen schillernden Ballon in unwahrscheinliche Höhen der musikalischen Stratosphäre schießt, und Chor und Orchester wie eine ballige Wolkenwand tief unter sich fällt.

Aus G. Hauptmanns „*Florian Geyer*“ spricht Heinrich George die große Szene des „Versammlungsrates aller Haufen gemeiner Bauern“ zu Würzburg. Mit flammendem Wort stößt er sein Messer „der deutschen Zwietracht mitten ins Herz“.

Rauta Waara singt zwei in ihrer Schlichtheit ergreifende, reich instrumentierte finnische Lieder von Jaan Sibelius: „Der erste Kuß“ und „Mädchen kam vom Stelldichein“.

Lustige „Musikus“-Platten:

Adalbert Lutter und seine Künstler singen und spielen die schmissigen Walzer- und Marschlieder von der „Schönen Nachbarin“ und „Nur lustig, Marie!“, sowie ein bayerisches Stimmungs-Potpourri: „Gehs Buam, spielt ein! auf!“ Eine fische „Musi“.

Lothar Röhrig beweist in der vernünftigsten Kabarett-Platte der letzten Zeit „*Kaffeekeise*“ ein beispielloses Mundwerk. Reklamos verliert jeder diesem Maschinengewehrfeuer von hohem Gewichte und Wortgepräge. Durch die Stalt-Nadeln, die „Telefunken“ soeben zu ihren fabelhaften neuen Spiel-Apparaten heraus-bringt, werden Klang und Deutlichkeit staunenswert gesteigert.

Zups.

Lest die „JUGEND“

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

mit den amtlichen Nachrichten des Reichverbandes Deutscher Sportfischer soll von jedem waidgerechten Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

½jähr. RM. 3.—, jähr. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim

**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München, NW 2, Karlstraße Nr. 44
Tel. 59 61 60



DIE FOTO-SEITE



Tiere vor der Kamera

Bastler und Wissenschaftler haben zur Fotografie frei lebender Tiere Vorrichtungen ersonnen, die es gestatten, das scheue Tier ganz zwanglos mit gefarter Kamera, automatischer Auslösung und gekuppeltem Blitzlicht im Bilde festzuhalten. Alle diese Methoden erfordern jedoch viel Zeit, die uns Großstädtern nur selten zur Verfügung steht. Deshalb wählen wir einen anderen Weg, wo wir unsere Motive gewissermaßen in konzentrierter Form vorgesetzt bekommen, wir besuchen mit der Kamera den Zoo.

Man kommt uns in unserem Bestreben, möglichst natürliche Bilder einzufangen, recht entgegen. Die Anlage moderner Tiergärten ist so vorgenommen, daß die Tiere in eine möglichst natürliche Umgebung gestellt sind und es damit leicht wird, störendes Beiwerk auszuschalten.

Wenn wir die Foto-Amateure in einem Tierpark beobachten, so finden wir im wesentlichen zwei Typen. Wir haben den Eiligen, der hier und da etwas knipst, und wir treffen den Planmäßigen, der verständnislos und ohne viel Ausbeute sehr bald die Kamera wieder einpackt, weil das Tier trotz der flehentlichsten Bitten und Ermutigungen nicht so will, wie es der Amateur für richtig erachtet. Beide Typen werden kaum zu befriedigenden Ergebnissen gelangen.

Denn was wir in erster Linie zur Tierfotografie brauchen, sind Liebe und Verständnis zum Tier. Mit Leckerbissen werden wir einiges erreichen können, indem wir damit das Tier an die Stelle locken, wo wir es gern fotografieren wollen. Sinnlos ist es, an einem Tage den ganzen Tierpark fotografisch herrehnen zu wollen. Wir werden zu viel wirksameren Aufnahmen kommen, wenn wir längere Zeit bei einem Tiere verharren, um es bei genauer Beobachtung seiner Lebensweise festzuhalten. Dann finden wir auch viel eher Gelegenheit, besondere und charakteristische Augenblicke einzufangen und kommen zu solchen Aufnahmen, die ein Meisterfoto auszeichnen, indem ihnen ein ganz bestimmter Inhalt eigen ist, wobei das Tier nicht einfach Objekt, sondern Wesen darstellt.

Wir werden bestrebt sein, in unseren Aufnahmen Klarheit auszudrücken. Dazu gehört, daß wir störendes Beiwerk streichen oder

zu vermeiden suchen. In erster Linie bezieht sich das auf Gitter und Zäune. Wenn sie sich im Vordergrund befinden, gehen wir mit der Kamera ganz dicht heran, um sie dadurch unsichtbar zu machen. Das gelingt auch bei feinstem Drahtnetz. Sind die Zäune im Hintergrund, so werden sie meist durch tiefe Perspektive unwirksam. Bei Glaswänden können Spiegelungen stören, die sich mit Polarisationsfilter ausschalten lassen.

Wir wollen bestrebt sein, unseren Bildern Leben zu geben. Beliebte Motive haben wir bei der Fütterung. Wirksam sind auch Motive, aus denen eine Zweifelt spricht, wie wir sie bei der Darstellung von Mensch und Tier zugleich oder mehrerer Tiere finden. Das Einzelbild, etwa das Tierporträt, wirkt mehr durch formale Reize.

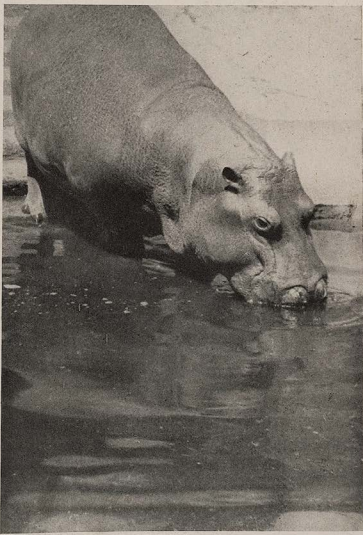
Die Welt des Tieres ist unerschöpflich. Und wenn wir vielleicht auch nicht gleich Gelegenheit zu einem sofortigen Zoobesuch

haben, so finden wir dafür in der Darstellung unserer Haustiere ein Thema, das dem geschilderten ebenbürtig ist. gl-1.

Wohnen mit den Negativen?

Im Handel gibt es vorzüglichste Negativordner. Für Platten und Filme zugleich sollen der Negator, für Filme allein der Aka-Ordner oder die Zeiß-Ikon-Truhe (die man gleichzeitig beim Filmauf nach und nach mitbekommt) genannt. Nach diesen Ordnern läßt sich eine übersichtliche Kartei anlegen, damit alle Filme bei Bedarf leicht wiederzufinden sind.

Rollfilme lassen wir keinesfalls unzerschnitten. Das damit beim Vergrößern und Kopieren verbundene ständige Auf- und Abwickeln führt mit größter Sicherheit zu Verschrammungen. Leica-Filme schneiden wir am besten in Streifen zu 4 bis 6 Aufnahmen, zu deren Aufbewahrung der Aka-Ordner eingerichtet ist.



RUBBY

